



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

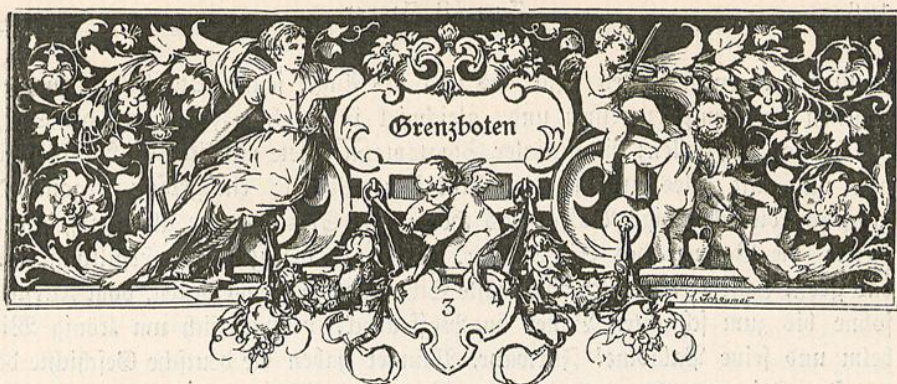
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zum 18. Januar

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum 18. Januar

Sünfundzwanzig Jahre sind verflossen seit jenem unvergeßlichen Tage, wo König Wilhelm von Preußen in dem prunkvollen Schlosse des Sonnenkönigs, umgeben von den Vertretern der deutschen Fürstengeschlechter und inmitten der Fahnen seines siegreichen Heeres, zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde. Wer damals den Gang der deutschen Geschichte überblickte, dem konnte das als eine ganz selbstverständliche, gewissermaßen unvermeidliche Folge der Ereignisse, als die reife Frucht einer langen Entwicklungsreihe erscheinen, ungefähr wie es unsern Vätern 1849 als eine solche erschienen wäre, wenn Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als erwählter „Kaiser der Deutschen“ seinen Einzug in der alten Krönungsstadt Frankfurt gehalten hätte. Und doch lehrt gerade der Vergleich zwischen dem Schicksal dieser beiden Brüder mit erschütternder Klarheit, daß sich auch die scheinbar selbstverständlichsten Dinge nicht von selber vollziehen, daß sie das Ergebnis persönlicher Willensakte sind, denn nicht Ideen und dunkle Triebe, sondern Männer machen die Geschichte. Während jener Sturmjahre 1848/49 gab es mehrere Zeitpunkte, wo es nur des rechten Mannes an der rechten Stelle bedurft hätte, um das klar erkannte Ziel der Besten unsrer Nation zu erreichen. Aber der einzige Mann, dessen Wille der Bewegung die rechten Bahnen anweisen konnte, Friedrich Wilhelm IV., versagte sich ihr, weil sich sein ganzes Wesen dagegen aufbäumte, und nur deshalb scheiterte sie. Wer hätte dagegen gemeint, daß aus der Verbitterung des preußischen „Konflikts“, aus dem verblendeten Preußenhaß im deutschen Süden, allen liberalen Theorien und Erwartungen und einer scheinbar übermächtigen Strömung zum Trotz, der stolze Staatsbau hervorgehen würde, der sich vier Jahre später zum deutschen Reiche erweiterte! Aber Männer, ganze Männer waren an der Arbeit und standen an der richtigen Stelle. Ein greiser König von schlichtem, klarem Ver-

stand und ehernem Willen faßte das Ziel ins Auge, seinen Staat aus seiner gedrückten Lage emporzureißen und, gleichviel in welcher Form, an die Spitze der Nation zu stellen; ein genialer Staatsmann leitete mit sicherer Entschlossenheit und mit alles umfassendem Blick seine Politik; ein großer Organisator schuf ihr die schneidige Waffe, das Heer; ein Strateg ohne gleichen zeichnete diesem die Bahnen des Sieges vor. Und als die Zeit der Erfüllung kam, das große Jahr 1870, welch eine dichte Schar von Heldengestalten, vom Fürstensohne bis zum schlichten Bauer im Waffenrock, drängte sich um König Wilhelm und seine Paladine! Fürwahr, Männer haben die deutsche Geschichte der neuesten Zeit gemacht, und da, wo die rechten Männer fehlten, da war sie trotz alles Sehnsens und aller Begeisterung schlecht gemacht worden. Und so ist es immer gewesen und wird es immer sein, nur daß man diese Männer bald deutlicher, bald undeutlicher erkennen kann. Nicht die namenlose Masse nordgermanischer Stämme hat die Römerherrschaft in Deutschland vernichtet, sondern Armin, nicht die Verstimmung und Erbitterung vieler Tausende hat die päpstliche Herrschaft über die Gemüter der Deutschen zerbrochen, sondern Luther. Vor dem Großen Kurfürsten war Brandenburg ein machtloser Mittelstaat zweiten Ranges, durch ihn wurde es die stärkste deutsche Macht nächst Österreich, durch Friedrich den Großen eine Großmacht. Mit vollem Rechte hat sich daher die unvergleichliche Reihe der Erinnerungstage dieses Jahres in eine Reihe von Dankfesten verwandelt, voll dankbarer Erinnerung an die Fürsten und Helden, die nicht mehr unter den Lebenden weilen, voll jubelnder Begeisterung für die Mitstreiter im Rat und auf dem Schlachtfelde, die wir noch unter uns haben. Und allen voran ist unser Kaiser gegangen im Ausdruck dieses Dankes.

Aber Männer danken nicht allein mit Worten, Männer danken mit Thaten für Thaten der Männer. Es frommt nicht, immer nur zu preisen, was geschehen ist, und das ungeheure Kapital schwer erworbenen Ruhms immer wieder zu bewundern. Buchern sollen wir mit diesem Kapital. Das Zeitalter Wilhelms I. hat dies zerrissene Deutschland zur europäischen Zentralmacht erhoben, die waffengewaltig den Frieden ein Vierteljahrhundert geschirmt hat, was nach dem Kriege niemand auch nur zu denken wagte; dem Zeitalter Wilhelms II. ist die Aufgabe zugefallen, dieses geeinte Deutschland emporzuheben zur Weltmacht. Nicht in dem Sinne, daß es die Welt beherrschen sollte, wie es dereinst Rom gethan und die kühnsten unsrer mittelalterlichen Kaiser wenigstens erstrebt haben; das auch nur zu denken, wäre Wahnsinn. Wohl aber in dem Sinne, daß wir unsern Anteil fordern an der Herrschaft Europas und seiner Kultur über den Erdball. Denn noch besteht diese Herrschaft, und sie wird weiter bestehen, weil in diesem Europa eine ungeheure Kraft aufgespeichert liegt, wie nirgends sonst. Aber während die Größe der europäischen Kultur gerade in der Mannichfaltigkeit selbständiger Völker beruht, ist bisher diese Mannichfaltigkeit draußen

überm Weltmeere viel zu wenig zum Ausdruck gekommen. Während Deutschland zerrissen, machtlos, verblendet war, hat das englische Polyphenreich die Welt mit seinen Armen umschlungen, überall saugt es die besten Lebenskräfte an sich und sucht uns den Weg zu sperren. Mit dieser Politik ist es unser schlimmster Feind, denn es versagt uns den Raum, den wir brauchen, wenn die reichen Kräfte unsers Volkes nicht stocken und verkümmern sollen, d. h. es will uns um unsre Zukunft bringen. Deutschland muß also zur Weltmacht werden, um weiter leben zu können, und das wird es, wenn es ernstlich will.

Und es will. Oder vielmehr: der Mann, den Gott an die rechte Stelle gesetzt hat, der will es. Mit seinem Telegramm an den Präsidenten Krüger vom Transvaal, das die Lage blickartig beleuchtete, hat unser Kaiser, so hoffen wir, ein neues Zeitalter eröffnet, ein Zeitalter deutscher Weltpolitik. Ein Sturm der Zustimmung und des Jubels ging in diesen Tagen durch Deutschland, ohne Unterschied der Partei. Und tiefer als jemals haben wir es empfunden, was das Reich für uns bedeutet. Wir sind jetzt einig und mächtig, und wir sehen klar, was uns nothut. „Glück winken die Planeten uns herunter!“ Es ist der Staatskunst unsers Kaisers, deren weit vorausschauende Weisheit wir erst jetzt würdigen, gelungen, durch geduldiges, hochherziges und doch festes Auftreten ein erträgliches Verhältniß zu Frankreich, ein, wie es scheint, recht gutes zu Rußland herzustellen und so der Überwindung des verhängnisvollen toten Punktes, unsers scheinbar unversöhnlichen Gegensatzes zu Frankreich, näher zu kommen. Er hat dann rasch entschlossen mit beiden Nachbarmächten zusammen bestimmend in Ostasien eingegriffen. Eine Verbindung der festländischen Großmächte ist im Werden, die der Weltpolitik neue Bahnen weisen kann und soll. Wir wissen es wohl: wir sind in dieser Verbindung nicht die stärkste, sondern noch die schwächste Macht, denn nicht unser Heer kann hier entscheidend eingreifen, sondern nur unsre Flotte, und die ist leider noch dazu zu schwach, soviel sie auch dem Kaiser schon verdankt. In unserm Interesse liegt also eine ruhige, fest und besonnen geleitete Politik, die niemandem nehmen will, was ihm gehört, aber auch andern nicht überlassen will, was wir selbst bedürfen. Der Weg ist uns vorgezeichnet, es fragt sich nicht mehr, ob wir ihn gehen wollen. Und so begrüßen wir heute den 18. Januar mit dankbarem Rückblick in die Vergangenheit, mit Zuversicht auf die Zukunft und mit dem festen Entschluß, den Männern von 1870 zu danken durch Thaten, wie sie unsre Zeit von uns fordert. Gott segne Kaiser und Reich!

